

Raul Krauthausen
17.10.2016, Berlin

Herzlich Willkommen zu unserem Zeitzeugeninterview, Raul Aguayo-Krauthausen.

Biografisches

Wie war deine Kindheit in Lima?

Meine Eltern – meine Mutter ist Deutsche, mein Vater Peruaner – haben in Südamerika gelebt. Als sie erfuhren, dass ihr Kind eine Behinderung hat, haben sie entschieden, dass es wohl besser wäre, nach Deutschland zu gehen, weil dort die Versorgung und die Infrastruktur natürlich besser waren als in Südamerika. Da meine Eltern politisch alternativ angehaucht sind, war West-Berlin die einzige Stadt, die für sie ernsthaft in Frage kam. So sind wir dann, als ich ungefähr ein Jahr alt war, nach Berlin-West gezogen. Meine Mutter war damals noch relativ jung, Anfang zwanzig, und hatte noch keine Vorstellung von Integration oder Inklusion. Durch Zufall haben meine Eltern eine Familie kennengelernt, die auch ein behindertes Kind mit Glasknochen hatte und das auch gerade in einen Kindergarten kommen sollte. Da sind sie dann einfach deren Fußstapfen gefolgt. Und durch Zufall bin ich in einen der ersten integrativen Kindergärten Berlins gekommen.

Wie hat dich deine Behinderung in der Kindheit beeinflusst? Und wie hat dein familiäres Umfeld deine Behinderung aufgenommen?

Ich bin ja von Geburt an behindert, es gab also kein Vorher und Nachher, keinen Vergleich, sodass ich meine Behinderung schon von Anfang an wahrgenommen und, glaube ich, auch als solche registriert habe. Trotzdem war ich natürlich Kind und habe gern und viel gespielt, das, was ich eben spielen konnte. Meine Eltern sind eher pragmatisch mit mir umgegangen. Ihnen war es wichtiger, dass ich alles mitmache, statt mich zu schonen. Natürlich gab es dann auch Verletzungen und Knochenbrüche, weil ich ja nun einmal Glasknochen habe. Aber es war immer klar, dass ich danach genau so weitermachen und nicht damit aufhören sollte. Meine Mutter nannte mich immer „Stehaufmännchen“. Ich war ein sehr fröhliches Kind, hatte viel Spaß, war auch albern und frech, im Rahmen des Möglichen. Aber natürlich gab es auch immer wieder Momente, in denen ich das Gefühl hatte, nicht dazuzugehören. Ich konnte eben nicht alles mitmachen, was meine Freunde im Kindergarten gemacht haben. Es gab sicherlich auch Momente der Einsamkeit, die mit der Pubertät natürlich noch zunahmen, aber ansonsten hatte ich eine sehr schöne ausgeglichene, fröhliche Kindheit, mit relativ wenigen Ausreißern. Das kam sicher auch daher, dass ich in einem integrativen Kindergarten war und dann an einer integrativen Grundschule. Ich war nie der einzige Behinderte in meinem direkten Umfeld, aber ich war in meiner Klasse der einzige Rollstuhlfahrer, was mich dann doch zu einem Exoten gemacht hat. Aber insgesamt gab es in der Klasse so viel Vielfalt, dass mein Rollstuhl eher für weitere Vielfalt sorgte als für Ausgrenzung. Das war schön. Wir waren eine richtige eingeschworene Klassengemeinschaft und haben uns bis zur zehnten Klasse mit den üblichen

Konflikten, die es in Klassen eben gibt, aber doch als Gemeinschaft, als Freunde auch, verstanden.

Welche Rolle hattest du in dieser Peergroup?

Ich kann mich an einen Satz meiner Mutter erinnern: Es sei okay, wenn es mir auch einmal nicht gut ginge. Und ich müsse in der Klasse nicht immer der Clown sein. Ich glaube, sie hatte Recht, wenn sie meinte, ich würde versuchen, Defizite oder vermeintliche Defizite in der Klassengemeinschaft kompensieren zu müssen mit Humor. Humor ist ja für viele Menschen mit Behinderung ein Weg, die Unsicherheiten ihres Umfelds irgendwie abzubauen oder zu überspielen. Das tue ich garantiert auch. Aber gleichzeitig bin ich auch eine Frohnatur, bin auch gerne albern, unabhängig von meiner Behinderung. Das zog sich dann insgesamt so durch, dass ich eher der Kasper war, aber nicht der, der sich dadurch zum Außenseiter macht, sondern gefühlt war ich mittendrin. Ich wurde nicht gemobbt oder gehänselt. Ich kann nicht einmal ausschließen, dass ich nicht sogar selbst andere gemobbt habe – Streber, Ökos, wie das in einer Klasse eben manchmal so ist. Aber das hat sich dann auch wieder gelegt.

Beeinträchtigungen auf eigene Kosten überspielen

Gab es schon in der integrativen Fläming-Grundschule und dann in der Sophie-Scholl-Gesamtschule bestimmte Selbstbestimmungsmomente, in denen du dir gesagt hast: Hier setze ich mich für mich selber ein? #00:05:01-2#

Wenn ich ehrlich bin, wollte ich bis zu meinem 27. Lebensjahr mich nie mit dem Thema Behinderung über das Maß hinaus auseinandersetzen, wie es zu meinem eigenen Vorankommen eigentlich nötig gewesen wäre. Ich habe die Behinderung eher verdrängt. Ich wollte sie nicht zum Gegenstand meiner schulischen Laufbahn oder meiner Interessensvertretung machen. Ich habe eben immer versucht, überall, wo es irgend ging, mit dabei zu sein. Das hat dann teilweise auch Ausmaße angenommen, die mich wirklich bis zur Erschöpfung getrieben haben. Ich habe in den letzten Jahren auch Menschen kennengelernt, die das ganz genauso erlebt haben: Dass sie immer 110 Prozent gegeben haben, um genauso oder annähernd so gut zu sein wie die Nichtbehinderten, anstatt sich das Recht herauszunehmen zu sagen „Tut mir leid, ich kann nicht so schnell“ oder „Ich bin nicht so gut“ oder „Ich kann nicht mitkommen“. Auf diese Weise habe ich zum Beispiel erst in der elften Klasse meinen Anspruch wahrgenommen, mehr Zeit für Klausuren zu bekommen. Das wurde mir schon seit der siebten Klasse angeboten, aber ich habe es immer abgelehnt und gesagt: „Nein, wieso? Ich schreibe genauso wie die anderen.“ Bis ich irgendwann realisiert habe, dass meine Klassenkameraden zweitausend Wörter in einer Klausur geschafft haben und ich nur tausend. Zuvor hatte ich mich gewundert, weil ich doch genauso in der Klasse saß und genauso intensiv gearbeitet hatte. Und dann merkte ich, dass es einfach an der Geschwindigkeit lag und meine Klausuren nur deshalb nicht schlechter ausfielen, weil ich mich ganz automatisch kürzer gefasst habe. Aber die Lehrer haben schon irgendwann gesagt: „Das reicht nicht für eine Eins. Du kannst das schon noch mehr ausführen.“ Und ich wusste nicht, woher ich die Zeit dafür nehmen sollte. Da habe ich

dann mehr Zeit für die Klausuren bekommen. Die Noten haben sich dadurch aber nicht gebessert, weil ich schon meine Kompetenz entwickelt hatte, mich kurz zu fassen. In der zusätzlichen Zeit habe ich dann nur noch herumgeschwafelt. Und dann gab es natürlich solche Klassiker-Momente wie den Sportunterricht: Dort wurden die Schaumstoffbälle plötzlich durch Medizinbälle ersetzt, und aus dem Spaß wurde plötzlich Wettkampf. Es fing in der fünften oder sechsten Klasse mit den Bundesjugendspielen an. Da war klar, dass ich einen Schlagball nicht dreißig Meter weit werfen konnte, sondern nur drei. Das war dann schon ziemlich traurig, als ich mich praktisch gegnerlos auf dieser Veranstaltung wiedergefunden habe und immer nur eine Teilnehmerurkunde bekommen habe. Dabei war klar, dass eine Teilnehmerurkunde und keine Ehrenurkunde eigentlich das Traurigste ist, was du kriegen kannst. Das hat am Ende dazu geführt, dass ich vom Sportunterricht befreit wurde und mehr Zeit hatte für andere Sachen. Ungefähr zu diesem Zeitpunkt habe ich als einer der ersten in der Klasse angefangen, mich für Computer zu interessieren. Das wurde ja dann später ein Großteil meines Berufs.

Pragmatische statt beschützende Haltung

Wie haben dich deine Eltern in diesem Prozess der Kindheit und Jugend unterstützt oder gestärkt?

Meine Eltern sind ja seit meinem dritten Lebensjahr getrennt, ich habe also in zwei Haushalten gelebt: Zwei Mal die Woche bei meinem Vater und den Rest bei meiner Mutter. Die beiden hatten völlig unterschiedliche Ansätze. Mein Vater war eher ein Optimist, der gesagt hat: „Hey, lass uns irgendetwas Verrücktes machen.“ Und es gab immer leckeres Essen, ich konnte fernsehen, ich durfte einfach mehr. Meine Mutter war eher die Organisatorin im Hintergrund, die alles – von Arzttermin über Behördengänge, Anträge, Einzelfallbeihilfe – organisiert hat. Sie hat sich wohl auch am meisten mit dem Thema Behinderung beschäftigt. Was aber beiden gemeinsam war, war, dass sie nicht versucht haben, mich in Watte zu packen, sondern immer gesagt haben: „Klar machen wir das, irgendwie wird es schon gehen.“ Und meine Mutter ging sogar so weit zu sagen: „Das Leben hat nicht auf dich gewartet. Du musst dir schon selbst holen, was du glaubst zu wollen. Aber gehe nicht davon aus, dass du auch alles bekommst.“ Ich glaube, ihr war wichtig, mich pragmatisch zu erziehen und zu sagen: „Wenn du dir was brichst, geht das auch wieder vorbei“, anstatt zu sagen „Pass auf, dass du dir nichts brichst.“ Ich glaube, das einzige Mal, dass sie mich gebremst hat, war, als ich mit jemandem, der auch Glasknochen hatte, Armdrücken gemacht habe und mir dabei auch tatsächlich den Arm gebrochen habe. Das war der einzige Moment, in dem meine Mutter gesagt hat: „Pass auf.“ Sonst hat sie immer gesagt: „Mach was du willst, das wird schon gehen oder eben nicht. Das wirst du dann schon merken.“ Ich glaube, diese pragmatische Haltung hat mir die meiste Kraft gegeben: ‚Es wird schon irgendwie gehen‘ – auch wenn es sich für mich als Kind oft sehr hart angefühlt hat. Ich wollte vielleicht eher in dem Arm genommen oder getröstet werden. Denn natürlich hatte ich als Kind oft Schmerzen und habe geweint und dann auch die Frage gestellt: Warum ich? Aber meine Mutter hat das nicht zum Anlass genommen, mich zu schonen, sondern immer gesagt: „Wir können einfach lernen, damit umzugehen.“ Als Kind habe ich aber etwas anderes hören wollen. Oder sie hat immer zu mir gesagt: „Mit achtzehn ziehst du aus“, was für einen Sechsjährigen erst einmal hart klingt. Aber im Nachhinein betrachtet

hatte sie vollkommen Recht damit. Und natürlich war ich nicht achtzehn, sondern einundzwanzig, und nicht ich bin ausgezogen, sondern sie. Was sie mir damit hatte sagen wollen, war also kein Liebesentzug, sondern sie wollte mir von Anfang an klarmachen, dass wir irgendwann darüber reden müssen, dass ich auch ohne meine Eltern leben können soll. Und ich war natürlich ein Mama-Kind ohne Ende: Nur sie durfte mich tragen oder mein Vater. Nur wenige durften mich tragen, mit den wenigsten bin ich auf Toilette gegangen. Meine Mutter hat durch Einzelfallhilfe, durch Zivis, zwei oder drei Jahre lang daran gearbeitet, dass auch andere Menschen in mein Leben kommen konnten. Sie hat sukzessive die Stundenzahl der Einzelfallhilfe der Zivis erhöht. Das war für mich wie ein von den Eltern initiiertes Abnabelungsprozess, und ich bewundere ihre damalige Weitsicht und bin sehr dankbar dafür. Denn ich treffe schon auch Menschen mit Behinderung, die mit vierzig noch bei ihren Eltern leben. So etwas kann nicht gut sein.

Deine Mutter hat dir also schon als Kind ein Stück Selbstbestimmung mitgegeben oder den Impuls dazu?

Ja, wobei meine Mutter sich auch gern im Hintergrund hält. Ich hingegen bin eher jemand, der gern redet, gern im Mittelpunkt steht, wenn auch nicht auf Teufel komm raus. Ich bin jemand, der sendet, und meine Mutter ist eher jemand, die zuhört. Das heißt, sie hat mich nicht dazu ermutigt, zu senden, sondern sie hat mich dazu ermutigt, optimistisch durchs Leben zu gehen und Niederlagen nicht als Kapitulation zu begreifen, sondern als Chance, es anders zu machen.

Frühe Erfahrungen mit Medienauftritten

Wie ist es dazu gekommen, dass du schon als Kind gesendet hast? Du warst als Kind in deiner ersten TV-Sendung. Wie ist es dazu gekommen?

Das ist ganz witzig: Wir hatten an der Sophie-Scholl-Schule oder auch schon an der Fläming-Grundschule öfter einmal Anfragen von Fernsehsendern, weil wir eine der ersten Inklusions- oder Integrationsklassen in Deutschland waren. Und ein Freund von mir hatte ab und zu beim Fernsehen mitgemacht. Da war dann das ZDF auch bei uns. Meine Mutter hat immer zu mir gesagt, mit den privaten Fernsehsendern solle ich nichts machen. Aber als dann eines Tages Roger Willemsen bei uns anrief und fragte, ob ich Lust hätte, gemeinsam mit ihm eine Gala der Aktion Mensch zu moderieren, weil die mich im ZDF einmal gesehen hätten, da kam für mich ein Stein ins Rollen. Ich glaube, Roger Willemsen war damals die einzige Instanz im deutschen Fernsehen, die meine Mutter gut fand. Ab da fing für mich alles an, was mit meinem medialen Interesse zusammenhing, wobei ich auch vom Medium Radio immer sehr fasziniert war. Ich habe sehr früh mit meiner Mutter Radio gehört. Damals gab es noch Radio 100 in Berlin, das war so ein alternativer Sender. Ich fand also die Medien und speziell auch das Radio schon immer faszinierend. Und als ich dann plötzlich mit Roger Willemsen in einer gemeinsamen Fernsehsendung war, war das schon extrem aufregend. Ich bin mit ihm dann in Kontakt geblieben. Aber erst einmal habe ich die Schule abgeschlossen und das Thema Behinderung weitestgehend ignoriert, auch für mich. Ich glaube, was die Menschen damals an mir so interessiert hat, war dieser Bengel, so klein, so zerbrechlich

und dabei so rotzfrech und arrogant. Wenn ich heute die alten Fernsehaufnahmen von mir sehe, finde ich mich unausstehlich. Auf der anderen Seite finde ich es aber auch irgendwie faszinierend, dass da jemand ist, der Energie hat und Lust hat, etwas zu machen, auch wenn ich mich im Nachhinein unglaublich großspurig finde. Erst im Laufe meines Studiums habe ich gemerkt, dass das Thema Behinderung, ganz unabhängig von meiner eigenen Gesundheit, schon die ganze Zeit in mir geschlummert hat. Es gab ja noch die politische oder gesellschaftliche Dimension, die ich nie ernsthaft bearbeitet hatte. In meiner Jugendzeit hatten meine Eltern immer versucht, mich mit anderen Menschen mit Behinderung in Kontakt zu bringen, vielleicht, damit ich Vorbilder habe oder Personen, in denen ich mich spiegeln kann. Das hatte ich vehement abgelehnt. Ich hatte damals gesagt: „Nur, weil jemand eine Behinderung hat, muss er ja nicht automatisch mein Freund werden.“ Ich fand das zu banal. Außerdem hatte ich ja Freunde. Und ich kenne viele Menschen mit Behinderungen, denen es genauso ging. Die wollten mit dem Thema erst einmal nichts zu tun haben, wobei ich es nicht „Verdrängung“ nennen würde. Verdrängung würde ja bedeuten, dass ich etwas nicht wahrhaben will. Aber mein Interesse lag einfach bei etwas anderem: bei Medien, bei gesellschaftlichen Themen, bei Politik. Das fand ich spannend. Ich habe mich zum Beispiel mehr für die Einführung des Euro interessiert als für behinderungsrelevante Themen, muss ich ganz klar sagen.

Du hast deine Freunde erwähnt. Sind deine Freunde auch von ihrer Persönlichkeit eher medienaffine Menschen?

Also, wenn ich von Freunden spreche, dann meine ich so drei, vier Menschen, die ich noch aus meiner Kindergartengruppe kenne. Wir waren eine eingeschworene Freundesgruppe und sind bis heute noch sehr eng befreundet. Wir müssen uns nicht regelmäßig sehen, aber immer, wenn wir uns sehen, ist es so wie früher. Das ist etwas sehr Tiefgehendes, Verbindendes. Ich glaube, ich bin von uns Dreien derjenige, der am meisten sendet. Aber wir respektieren die Lebensläufe der jeweils anderen. Einer, zum Beispiel, ist ein begnadeter Programmierer und 3D-Designer. Das ist ja auch eine Form von Senden. Ein anderer ist als Veranstaltungstechniker unglaublich gut. Ich glaube, uns allen gemeinsam ist ein Interesse an Qualität, dass das, was wir tun, gut wird und Sinn macht, im Gegensatz zu manch anderem. Diese Freunde waren für mich neben meiner Familie, die mir auch sehr viel bedeutet, immer auch ein Rückzugsort, wenn es mir einmal nicht so gut ging. Für diese Menschen kann ich dann auch alles stehen- und liegenlassen.

Vom Medieninteresse zur Medienpraxis

TV-Sendungen spielten auch in deinem Studium eine Rolle. Du hast als Studienfach Kommunikationswissenschaften gewählt. Wie kam es zu dieser Entscheidung?

Ich hatte immer schon ein Interesse für Computer. Und in der Schule hatte ich als Leistungsfach Politische Weltkunde, da sollten wir jede Woche Zeitung lesen. Dann gab es im Unterricht immer eine halbe Stunde über das aktuelle Geschehen. Ich habe also als Schüler wirklich viel Zeitung gelesen und war bei gesellschaftlichen Themen

einigermaßen auf dem Laufenden. Nach der Schule habe ich dann überlegt, was ich studieren sollte. Betriebswirtschaftslehre schied gleich aus, ich bin weder ein Mathe- noch ein Wirtschaftstyp. Soziologie fand ich zu einseitig. Die Mitte war dann Volkswirtschaftslehre. Also habe ich mich für alle VWL-Studiengänge in Berlin beworben und wurde auch überall genommen, aufgrund der Härtefallregelung. Aber einen Tag vor Bewerbungsschluss habe ich von einem Studiengang Gesellschafts- und Wirtschaftskommunikation an der Universität der Künste (UdK) gelesen und fand, das passte noch besser. Ich habe mich auch dort beworben und wurde angenommen. Da hatte ich ein Riesenglück gehabt, und es war die beste Wahl, die ich hätte treffen können. Mein Interesse an Medien konnte ich dort zum ersten Mal richtig ausleben. Ich habe die redaktionellen Abläufe kennengelernt und wir wurden angehalten, möglichst viel Praxiserfahrung zu sammeln durch Praktika. Meine Freunde machten Praktika bei Fernsehsendern, in Zeitungsredaktionen oder bei Green Peace in der Abteilung für Öffentlichkeitsarbeit. Ich war einer der wenigen, der ein Praktikum in einer Online-Agentur gemacht hat. Computer waren ja mein Thema, und Internet hatte ich auch schon: eine kleine selbstgebaute Website. So war ich auf dem Weg Webdesigner zu werden, habe dann aber gemerkt, dass es bessere Webdesigner gab als mich und dass ich auch kein Programmierer werden würde, sondern dass ich am Ende das werden würde, was alle Studierenden der Gesellschafts- und Wirtschaftskommunikation werden wollten: Projektmanager. So war ich dann vier Jahre lang im Projektmanagement dieser Online-Agentur und habe dort große Marken begleitet bei ihrem Gang ins Internet, was um das Jahr 2000 herum extrem spannend war. Ich habe dort sehr viel gelernt, aber auch für „böse“ Marken gearbeitet, muss ich auch sagen, die nicht gerade unseren Planeten retten wollen. Ich hatte dann das Glück, dass mich der Rundfunk Berlin-Brandenburg (RBB) gefragt hat, ob ich nicht Lust hätte, für Radio Fritz die Online-Abteilung mitaufzubauen. Ich war ja Online-Experte, und Radio wollte ich schon immer einmal machen, also habe ich sofort zugesagt. Ich war dann von 2007 bis 2011 bei Radio Fritz. Mit dem Thema Behinderung hatte meine Arbeit aber nichts zu tun. In dieser Zeit war aber auch klar, dass ich irgendwann noch mein Diplom machen musste.

Behindertenthemen in der Online-Welt

Ich hatte bei Radio Fritz eine halbe Stelle, in der übrigen Zeit habe ich offiziell studiert. In Wahrheit bin ich vor lauter Praktika und Arbeit kaum noch zum Studieren gekommen. Da war dann die Frage: Schreibe ich jetzt meine Diplomarbeit zum Thema Radio, über den Relaunch eines Internetauftritts für eine Radiosender? Oder folge ich doch noch dem Engelchen in meinem Kopf und mache was zum Thema Behinderung? Ich habe mich dazu entschlossen, meine Diplomarbeit zum Thema ‚Die Darstellung von Menschen mit Behinderung im Deutschen Fernsehen‘ zu schreiben. Da ist mir zum ersten Mal bewusst geworden, dass all diese Ideen und Gedanken zum Thema Behinderung, die ich mit mir herumtrug, gar nicht meine eigenen Ideen und Gedanken waren, sondern aus einem Buch aus den USA von vor dreißig Jahren stammten. Ich hatte auch Freunde, die ab und zu einmal versucht haben, mich für Behindertenpolitik zu interessieren. Aber ich hatte das immer abgelehnt. Aber nun und auch durch die Verwunderung, warum so wenige Behinderte in der Öffentlichkeit sichtbar waren, ist mir klar geworden, dass das vielleicht tiefergehende Gründe hatte. Und die habe ich erforscht. Ich fand das unglaublich faszinierend und habe dann auch im Radio ab und

zu versucht, Themen wie Inklusion oder Diversity (Vielfalt) zu setzen. Das hat auch ein paar Mal geklappt, und es waren wohl auch ganz gute Formate, die wir da zum Thema Behinderung gemacht haben – anders als die üblichen Betroffenheitsgeschichten. So bin ich durch meine Diplomarbeit zu Themen wie Behindertenrecht, Behindertenaktivismus und so weiter gekommen. #00:04:05-7#

Du giltst auch als Aktivist. So steht es auf deiner Website. Du hast Buch geschrieben, bist Sozialunternehmer, hast verschiedene Projekte ins Leben gerufen. Wie hast du deine Interessen in sozialunternehmerische Aktivitäten verwandelt?

Behindertenprojekte: z.B. Sozialhelden e.V., Wheelmap

Meine Familie bedeutet mir wie gesagt sehr viel. Als Kind habe ich mit meinem Cousin viel Zeit verbracht, und als wir älter wurden, haben wir uns überlegt, dass wir zusammen ein Projekt machen wollten. Früher waren es Baumhäuser gewesen, und jetzt wollten wir auch als junge Studenten irgendetwas gemeinsam machen. Schulen oder Brunnen bauen konnten wir nicht, aber wir wollten uns trotzdem sozial engagieren. Uns fiel nicht viel ein, aber einen Namen hatten wir schon: ‚Sozialhelden‘. Das war damals natürlich ein größenwahnsinniger Name. Unsere Eltern haben uns für verrückt erklärt. Aber wir haben einfach ganz klein angefangen. Unser erstes Projekt war, dass wir in Supermärkten den Kunden die Möglichkeit gegeben haben, ihren Pfandbon zu spenden. Das war 2005. Wir waren damit die ersten in Deutschland und haben mit dieser Idee viele Preise gewonnen. Daraus ist dann letztendlich ein Verein entstanden. Das Projekt war nämlich so groß geworden, dass wir in über 400 Supermärkten Pfandbons gesammelt haben für gemeinnützige Zwecke. Wir haben Hunderte, Tausende von Euros bewegt pro Jahr, was über ein BAföG-belastetes Konto nicht möglich ist. Deshalb mussten wir einen Verein gründen, den Sozialhelden e.V., den es bis heute gibt. Aber irgendwann haben wir uns die Frage gestellt, was wir als nächstes machen wollten. Das darauffolgende Projekt war dann die ‚Wheelmap‘, die Onlinekarte für rollstuhlgerechte Orte, mit der man auf seinem Smartphone die Nachbarschaft bewerten kann, wie rollstuhlgerecht sie ist. Ich hatte ja immer Probleme, mich in anderen Stadtteilen mit Freunden zu verabreden, weil wir nicht wussten, welches Café rollstuhlgerecht war. Da haben wir gesagt: „Das können wir ja einmal erfassen und irgendwo abspeichern.“ So sind wir zur Wheelmap gekommen und wurden nach und nach Experten für die Themen Barrierefreiheit, Zugang, Behindertenrechte, Antidiskriminierung und warum bestimmte Locations immer noch nicht rollstuhlgerecht sind. Das Projekt Wheelmap ist inzwischen sechs Jahre alt. Wir versuchen, zusätzlich zur technischen Dimension auch eine politische Dimension hineinzubringen und immer auch zu fragen: „Warum sind die Dinge eigentlich so, wie sie sind?“ Unser oberstes Ziel ist immer, uns einmal überflüssig zu machen. Wir wollen lieber erreichen, dass Café-Betreiber per Gesetz verpflichtet werden, rollstuhlgerecht zu werden, als die Wheelmap immer weiter auszubauen und auf den guten Willen der Café-Betreiber zu hoffen. Denn da hoffen wir vergeblich. Was wir brauchen, sind Gesetze, klare Regeln und auch Bestrafung für Unternehmen, die sich nicht daran halten, so wie es in den USA seit den 1990er Jahren der Fall ist. In Deutschland tun sich die Menschen immer noch sehr schwer damit, vor allem die Politiker. Im Laufe unserer Arbeit ist mir aufgefallen, dass es immer nichtbehinderte

Menschen sind, die darüber urteilen, was geht und was nicht. Das nervt mich ungemein. Ich habe nicht das Gefühl, dass sie jemals in einer Situation waren, in der sie beurteilen konnten, was angemessen ist und was nicht. Sie haben einfach keine Motivation, sich damit zu beschäftigen oder sich deshalb mit der Wirtschaft anzulegen oder das alles zu bezahlen. Aber es gibt ein Menschenrecht auf Teilhabe. Deshalb macht mich das wütend, wenn nichtbehinderte Menschen mir sagen, was ich darf und was ich nicht darf, sofern mein Wunsch nicht illegal ist. Aber es ist nicht illegal, ein Café zu besuchen.

Medienkompetenzen in die Behindertenbewegung einbringen

Mit anderen Mitstreiter*innen aus der Behindertenszene machst du Aktionen gegen das neue Bundesteilhabegesetz durch. Dein Gespür für Medien spielt dabei auch eine wichtige Rolle. Wie managst du diese Aktionen und wer sind die Protagonist*innen?

Wie viele andere Aktivisten auch stecke ich in dem Dilemma, dass ich auf der einen Seite mit jeder Aktion besser werde, Erfahrungen sammle, aber auf der anderen Seite will ich auf keinen Fall derjenige sein, der für alle spricht. Es ist also manchmal eine undankbare Rolle, in der ersten Reihe zu stehen und immer angefragt zu werden, weil man gerade eine Idee hat, zugleich die Menschen aus den eigenen Reihen dafür begeistern will, auch selbst nach vorn zu gehen. Das klappt nicht immer, sie zu mobilisieren. Wahrscheinlich trifft es schon zu, dass ich eben durch mein Studium auch Medienarbeit auch gelernt habe, ein Verständnis dafür erworben habe, warum Medien so sind wie sie sind, anstatt immer nur Pauschalkritik zu üben und mich von den Medien nicht ernstgenommen zu fühlen. **Ich glaube, da kann man auch Geschichten so gestalten, dass sie sich eben interessieren. Und das sind dann vielleicht weniger Demos am Brandenburger Tor mit einem Transparent, aber vielleicht mehr verrückte, skurrile, krasse Aktionen, die einfach ein Hingucker sind und die Medien auch interessant finden. Und dann gibt es natürlich noch den Moment des Zeitpunkts: Also, wann ist ein Thema für Medien vielleicht auch relevant? Meistens dann, wenn es politisch auf der Agenda steht von den Politikern. Und dass man dann versuchen kann, auf einem Thema mit zu surfen, um dann, sagen wir, eine eigene Deutung reinzugeben.** Die Medien haben dann die Wahl: Zeigen sie Andrea Nahles vor einer blauen Wand, mit einem Gesetzesblatt zum Bundesteilhabegesetz in der Hand, oder zeigen sie zwanzig Rollstuhlfahrer im Käfig eingesperrt? Welches Bild wirkt stärker? Ich glaube, so können wir mit Medien arbeiten und dann auch Themen setzen oder für unsere Zwecke umdeuten. Das verstehe ich unter Aktivismus: Mit wenig Aufwand, aber gezielt Nadelstiche versetzen und gleichzeitig Kompetenzen erwerben, auf Augenhöhe mit den Politikern in Argumentation gehen. Wir merken zum Beispiel auch, dass die Minister*innen oder Staatssekretär*innen, die die Gesetze verantworten, selbst gar nicht so tief in der Materie drin stecken, sondern dass ihre Referent*innen die Materie unter sich aushandeln. Da wissen dann die Politiker*innen oft gar nicht, was sie da eigentlich unterzeichnen oder welche Auswirkungen es hat. Dort versuchen wir dann reinzugrätschen, diese Schwachstellen offenzulegen. Man muss einfach wissen, dass die Autoren des Bundesteilhabegesetzes dieselben sind wie die, die damals das Hartz IV-Gesetz geschrieben haben. Das spricht eigentlich schon für sich. Der Geist, dem das neue Gesetz folgt, ist garantiert kein menschenrechtlicher, sondern ein Geist des

Sparens, so wie die Hartz IV-Gesetze dem Geist des Sparens gefolgt waren. Und genauso unbequem, wie man uns Spargesetze als Menschenrechte verkauft, müssen wir dann eben auch zurückargumentieren.

Freund und Vorbild Roger Willemsen

Es hat einen Menschen gegeben, der dich durchaus inspiriert hat – Roger Willemsen, der dich angerufen hatte, als du noch in der Grundschule warst und der dich begleitet und gefördert hat. Was hat er dir gegeben?

Was mich an Roger Willemsen unglaublich fasziniert hat, war, dass er sich meiner Beobachtung nach für jeden Menschen, der ihm begegnet ist, ehrlich interessiert hat. Er hat sich auch Namen gemerkt und Hintergründe dieser Personen. Wenn er sie Jahre später wiedersah, hat er sich an sie erinnert. Das ist ein unglaublicher Kopf gewesen. Das hat mich schon als Teenager sehr beeindruckt. Ich denke bis heute, ich werde niemals auch nur annähernd in diese Liga vorstoßen, mich so ernsthaft für Menschen zu interessieren, auch wenn ich es gerne würde. Roger Willemsen hatte eine tiefe Neugier, die wohl nur die wenigsten Menschen aufbringen können. Alles, was er gemacht hat, hat sich einfach richtig angefühlt, ehrlich, aufrichtig. Niemand hat ihn für seinen Journalismus kritisiert, höchstens, dass er vielleicht so eloquent dahergeredet hat, dass ihn schon keiner mehr verstanden hat. Ich kann mir auch vorstellen, dass er sein Umfeld, seine Redaktion schon mal in den Wahnsinn getrieben hat mit seinen Konzepten, seinen Ideen. Und er hat wohl auch das ZDF öfter gestresst mit seiner Sendung ‚Willemsens Woche‘. Aber er hat es mit einer Überzeugung getan, gegen die es keine Argumente gab. Solche Menschen vermisse ich heutzutage, die einfach Rückgrat haben, die sagen: „Dann wird meine Sendung eben abgesetzt, dann sende ich eben so lange, bis sie mir die Antenne abdrehen.“ Solche Sachen haben mich damals schon zutiefst beeindruckt.

Der soziale Nutzen einer Autobiografie

Du bist selber Autor geworden. Wie ist das für dich, dein Leben für andere zu beschreiben?

Ich glaube, dass ich von meiner Schulzeit her bis heute nicht gern viel schreibe. Ich bin eher jemand, der versucht, sich beim Schreiben so knapp wie möglich auszudrücken. Vielleicht ist das auch der Werber in mir. Daher hat es mich unglaubliche Anstrengung gekostet, ein ganzes Buch zu schreiben. Aber ich hatte das Glück, dass ich es gemeinsam mit einer Co-Autorin geschrieben habe, die mit mir die Geschichte entwickelt hat. Es war eine Auftragsarbeit, das heißt, ein Verlag hat mich gefragt, ob ich Interesse daran hätte, meine Biografie zu veröffentlichen. Ich habe Ja gesagt, aber ich brauchte Unterstützung – und bekam sie durch Marion Appelt, die mit mir ein Vierteljahr lang versucht hat, erst einmal alles zu sondieren, auch Bücher von anderen behinderten Menschen. Wir sind dann zu der Erkenntnis gelangt, dass wir auf keinen Fall einen Lebensratgeber schreiben wollten. Es sollte kein Buch werden, das Nichtbehinderten das Gefühl geben würde ‚Wenn Raul es geschafft hat, dann schaffe ich es erst recht.‘ Das hätte ich auch als viel zu anmaßend empfunden. Auf der anderen

Seite waren viele Bücher, die wir gelesen haben, religiös angehaucht. Ich selber bin aber Atheist, ich finde im Glauben keine Antwort auf die Fragen rund um meine Behinderung oder mein Schicksal. Dann kam die Idee, ganz im Sinn meiner Mutter, ein pragmatisches Buch zu schreiben, geschrieben von einem von Geburt an behinderten Menschen, also ohne Vorher-Nachher-Vergleich. Wir wollten nicht auf jede Frage eine Antwort geben, sondern einfach eine ehrliche Perspektive schildern mit all den traurigen Momenten, aber auch all den absurden und witzigen Situationen, die ich auch erlebe. Wir wollten einfach das Gefühl vermitteln: Da lebt jemand, der Höhen und Tiefen kennt wie andere auch, der aber nur, weil er im Rollstuhl sitzt, nicht automatisch leidet oder übertrieben schlau ist oder glücklich oder unglücklich, sondern der einer ist wie du und ich, nur mit anderen Voraussetzungen, und der auch viel Glück gehabt hat. Mein Ziel war auch, all diese immer wiederkehrenden Fragen – die kennt jeder, der eine Behinderung hat: „Was hast du? Woher hast du das? Wie oft hast du dir etwas gebrochen? Hast du eine Freundin? Hast du einen Freund? Ist der oder die auch behindert? Hast du Sex? Kannst du Sex haben?“ – all diese Fragen am Ende des Buches beantwortet zu haben. Und das haben wir auch geschafft. Das Tolle an Marion Appelt, mit der ich das Buch geschrieben habe, war, dass sie in meinem Leben einen roten Faden entdeckt hat, den ich selber nie entdeckt hätte. Hätte ich das Buch allein geschrieben, hätte es wahrscheinlich bei meiner Geburt angefangen und in der Gegenwart aufgehört. Aber für sie war der rote Faden eher, wie ich lerne, in verschiedenen Situationen meine Behinderung zu akzeptieren. Deshalb fängt das Buch mitten im Leben an und macht dann eben Ausflüge in die Vergangenheit, in die Gegenwart und springt sehr häufig in der Zeit. Aber es liest sich wohl sehr flüssig.

Kooperation mit (noch) nicht Behinderten?

Die Selbstbestimmt-Leben-Bewegung vertritt seit 1981 die Haltung, Behinderte müssten von Behinderten beraten werden, damit sie eine Identität entwickeln, die gesellschaftliche Teilhabe und Empowerment möglich machen. Du hast einen anderen Weg gewählt. Bei Sozialhelden e.V. arbeiten behinderte und nichtbehinderte Menschen zusammen. Wie kam es dazu und wie erlebst du diese inklusive Arbeits-Community?

Ich möchte das nicht als Entweder-oder beschreiben, sondern als Ergänzung. Es ist wichtig für behinderte Menschen, sich selbst zu vertreten und nicht die noch nicht Behinderten vorzuschicken, ihre Rechte zu vertreten. Es ist sehr wichtig, sich auch selbst zu professionalisieren als Behindertenaktivist, zu empowern, andere zu ermutigen, für ihre Rechte zu kämpfen und nicht immer mit Charity oder Almosen abgespeist zu werden. Ich verfolge deshalb den inklusiven Ansatz, denn ich glaube natürlich auch, dass nichtbehinderte Menschen nicht automatisch Gegner sind aufgrund ihrer Nichtbehinderung, so wie Männer nicht automatisch Gegner der feministischen Bewegung sind. Ich verfolge eher die Idee von Allianzen. Ich betrachte nichtbehinderte Menschen, mit denen ich gern zusammenarbeite, als Alliierte, die mit mir gemeinsam für die Themen Inklusion, Barrierefreiheit, Teilhabe und Selbstbestimmung kämpfen, die aber auch sensibel genug sind zu wissen, wenn es um das Thema Blindheit geht, macht es Sinn, dass ein Blinder sich dazu äußern sollte und nicht ein Sehender. Ich bin aber

sicher auch pragmatischer als andere Aktivisten in der Behindertenszene. Natürlich arbeite ich auch mit Nichtbehinderten zusammen, entscheidend ist für mich die Kompetenz, ob jemand etwas kann und nicht nur, ob jemand behindert ist oder nicht. Wenn jemand gut schreiben oder malen oder designen kann, dann ist mir egal, ob er eine Behinderung hat oder nicht, solange er es im Sinne der Bewegung tut. Ich weiß, das ist eine schwammige Haltung. Deshalb bin ich gerade dabei, gemeinsam mit behinderten Freunden eine Organisation zu gründen, die sich ‚Ability Watch‘ nennt und sagt: „Wir sind Selbstvertreter, wir sind alle behindert, und wir bedienen uns der Netzwerke wie zum Beispiel der ‚Sozialhelden‘, um die Dinge, die wir vertreten, gemeinsam an die Öffentlichkeit zu bringen. Das nimmt mir persönlich als Aktivist auch die Last, innerhalb der ‚Sozialhelden‘ oder auch innerhalb der Gesellschaft oder der medialen Öffentlichkeit allein dazustehen. Wir versuchen, gemeinsam eine Haltung zu entwickeln gegenüber Nichtbehinderten. Ich glaube, es ist sehr, sehr wichtig, weiterhin nach innen zu wirken, Peer Counseling zu machen, zu empowern, Menschen mit Behinderung in die erste Reihe zu schicken, in die Öffentlichkeit, und Positionen zu entwickeln, zu vertreten, zu professionalisieren. Das sollten weitestgehend nur Menschen mit Behinderung machen. Trotzdem kann es passieren, dass der Kameramann oder der Grafiker einmal keine Behinderung hat. Das ist dann auch in Ordnung. Männer arbeiten ja auch mit Frauen zusammen und umgekehrt. Wichtig ist nur: Wer sagt wann was?

„Charmante Respektlosigkeit“ als Haltung und Konzept

Dir wird eine charmante Respektlosigkeit nachgesagt, die auch etwas Humorvolles beinhaltet. Wie hat sich diese wundervolle Art im Gespräch mit den Medien herausgebildet?

Ich habe den Begriff „charmant respektlos“ damals beim Radio gelernt. Wir waren ja ein Jugendlradio, und wenn man Jugendlradio macht, muss man dafür sensibel sein, dass die Hörer*innen in der Regel jünger sind als die Radiomacher. Da ist dann die Frage, wie man sich trotzdem auf Augenhöhe zu diesen jungen Hörer*innen begibt, ohne, dass es gleich so einen paternalistischen Duktus bekommt. Wir haben deshalb viel Medienforschung betrieben, haben viele junge Menschen befragt und dabei gemerkt, dass es drei Ebenen gibt, auf denen man ihnen begegnen kann: Die Ebene des Lehrers, der dir sagt, was du machen sollst; die Ebene der Eltern, die dir sagen, was du machen darfst; und die Ebene des Kumpels, der dir sagt, was du machen kannst. Wir haben versucht, die Kumpelebene einzunehmen, ohne uns anzubiedern. Allen anderen Menschen, den Lehrern oder Eltern, sind wir charmant respektlos gegenübergetreten. Wir haben gesagt: „Allen, die über dreißig sind“ – das war die Kampfzone, wie wir es genannt haben – „begegnen wir ungeachtet ihres Alters oder ihres Berufs erst einmal respektlos. Wir haben keine Angst vor deren Status, aber wir bleiben charmant höflich und diskutieren mit ihnen Fragen zur Ökologie, zum Komasaufen oder ähnlichen Geschichten und versuchen als Radiosender, die junge Perspektive in einer Welt zu vertreten, in der Menschen ständig Regeln erlassen und sagen, was man darf und was nicht.“ Gleichzeitig wollten wir auch vor Politikern keinen Respekt haben und sie einfach mal fragen: „Wann waren Sie eigentlich zum letzten Mal richtig bekifft?“ Sowaas kann man machen, nur antworten die dann nicht oder sind irritiert. Diese Haltung fand ich

damals genau richtig, und sie wurde auch von den Hörer*innen honoriert. Die haben wirklich alles gut und sympathisch und ehrlich und authentisch gefunden. Diese Haltung finde ich auch beim Thema ‚Menschen mit Behinderung‘ absolut sinnvoll, nämlich zu sagen: „Alle Menschen, die nicht behindert sind, haben aus meiner Behindertenperspektive erst einmal kein Recht, mir zu sagen, was Inklusion ist oder nicht. Sie haben auch kein Recht mir zu sagen, ob etwas barrierefrei genug ist oder nicht, sondern ich muss derjenige sein, der das entscheidet. Wir können gern verhandeln und Kompromisse finden, aber momentan finde ich mich noch in einer Gesellschaft wieder, in der permanent Nichtbehinderte definieren, was ich darf und was nicht. Und dem begegne ich inzwischen respektlos und sage: Warum eigentlich?“ Eine Formulierung wie „behinderte Menschen und noch nicht behinderte Menschen“ beinhaltet genau dieses Charmante: Wir alle werden früher oder später eine Behinderung haben. Kinder sind behindert, weil sie Dinge noch nicht können. Sie haben Eltern als Vormund. Sie müssen fragen, verstehen Dinge noch nicht. Das ist auch eine Form von Einschränkung. Oder wir werden älter und erwerben Behinderungen wie Knieschmerzen oder brauchen Hilfsmittel wie Brille, Hörgerät. Es gibt verschiedene Perspektiven auf Behinderung: Nicht behinderte Menschen haben einfach mehr Zeit, keine Behinderung zu haben als Menschen mit Behinderung. Das ist die eine Perspektive.

Ability Watch – gegen das behindert Werden

Die andere Perspektive ist – und die vertreten wir ganz klar als ‚Ability Watch‘ –, dass wir nicht nur behindert sind, sondern auch behindert werden von der Gesellschaft. Ich möchte aber nicht noch mehr Exoskelette als Hilfsmittel, damit querschnittgelähmte Menschen damit gehen können. Ich möchte gesellschaftlich an einen Punkt kommen, an dem wir diskutieren können, warum wir überhaupt wollen, dass alle Menschen gehen können? Ich habe neulich die Werbung eines Hörgeräteherstellers gesehen, der damit wirbt, dass man seine Hörgeräte nicht sieht. Da denke ich: Warum soll man die eigentlich nicht sehen? Warum ist Schwerhörigkeit ein so großes Stigma, dass wir es verstecken müssen? Und warum kann ich ein Hörgerät, eine Prothese oder sonst ein Hilfsmittel nicht genauso mit Stolz und Würde tragen wie andere Menschen – ich auch – vielleicht ein Headset tragen? Bei Headsets ist das gesellschaftlich akzeptiert, aber bei Hörgeräten nicht. **Und warum bauen wir nicht eigentlich eine Welt, die auf die vielen verschiedenen Bedürfnisse eingeht, um allen gerecht zu werden, anstatt das Problem immer beim Individuum zu suchen? Also, der muss sich gesundmachen, der muss sein Hörgerät verstecken, der muss ein Exoskelett tragen, damit wir bloß keinen Aufzug bauen müssen, damit wir bloß keine Untertitel im Fernsehen zeigen müssen. Weil: Es gibt auch keine Barrierefreiheit bisher, die mir begegnet ist, die nicht oder noch nicht behinderten Menschen geschadet hat. Wir alle profitieren von Aufzügen, von kontrastreicher Schrift, von einfacher Sprache, von Untertiteln. Es hat einfach noch nie jemandem geschadet. Und dort, wo es vielleicht stören kann, habe ich ja immer noch die Wahl, ob ich nicht den klassischen, nicht barrierefreien Weg gehe: die Untertitel ausblenden, die Treppe nehmen statt den Aufzug. Aber ich glaube, wir waren alle, auch wenn wir nicht darauf angewiesen waren, schon einmal auf einer Behindertentoilette oder in einem Aufzug. Und wir haben alle schon einmal Untertitel eingeschaltet, weil es vielleicht in der Umgebung so laut war.**

Das war nun ein Plädoyer für eine inklusive Gesellschaft oder wie sie in zwanzig Jahren aussehen könnte.

Inklusion ist akzeptierte Vielfalt – und das ist ein Prozess

Vor ein paar Jahren habe ich einmal den Schulpsychologen meiner Grundschule, Fred Siebert, wiedergetroffen. Er hat eine meiner Ansicht nach sehr schöne Definition von Inklusion gegeben: „Inklusion ist kein Ziel, das wir irgendwann wie auf einer Checkliste oder einem Aktionsplan abhaken können, sondern Inklusion ist ein Prozess – der Annahme und Bewältigung von menschlicher Vielfalt.“ Damit hat er absolut Recht. Denn was wir heute vielleicht als vielfältig bezeichnen, kann etwas anderes sein als das, was wir in zwanzig Jahren vielleicht als vielfältig bezeichnen werden. Ich glaube, zum Beispiel, dass in zwanzig Jahren das Thema Intersexualität einen viel größeren Raum einnehmen wird, und dass Menschen mit Behinderung und Migrationshintergrund ein großes Thema sein werden. Dann wird Inklusion noch einmal etwas anderes bedeuten als heute, wo wir nur über Behinderung oder nur über Migration sprechen. In Zukunft wird es viele Mischformen geben. Das meint „Inklusion ist ein Prozess“ und ist „die Annahme und Bewältigung menschlicher Vielfalt“. Dieser Inklusionsbegriff schließt uns alle mit ein. Denn auch Menschen mit Behinderung müssen lernen und akzeptieren, dass es da draußen nichtbehinderte Menschen gibt. Und vor allem müssen noch nicht behinderte Menschen lernen, dass wir Menschen mit Behinderung uns nicht die Butter vom Brot nehmen lassen und dass wir mehr werden beziehungsweise sichtbarer, schon aufgrund der demografischen Entwicklung. Aber wenn wir alle aufeinander zugehen und uns alle aufeinander einstellen und nicht nur grundsätzlich wissen, dass es die anderen gibt, sondern sie auch akzeptieren, dann ist das der Unterschied zwischen Awareness (Wahrnehmung) und Acceptation (Akzeptanz). Wir alle wissen natürlich, dass es Menschen mit Migrationshintergrund gibt, und es gibt Frauen, und es gibt Behinderte. Wir alle haben sie schon einmal gesehen und haben schon einmal gedacht, man müsste echt einmal etwas machen. Aber niemand tut es oder nur wenige. Akzeptanz hingegen bedeutet, tatsächlich Maßnahmen zu ergreifen, um diesen Menschen die Teilhabe an der Gesellschaft zu ermöglichen, ohne dass daraus eine Hierarchie entstünde, dass die Betroffenen dankbar dafür sein müssen, dass sie auch mitmachen dürfen, sondern dass man sich auf Augenhöhe begegnet. Auch behinderte Menschen müssen akzeptieren, dass Nichtbehinderte, solange nicht alle inklusiv aufwachsen, Ängste, Vorbehalte und Vorurteile haben. Damit müssen wir umgehen lernen, nicht jeder Nichtbehinderte ist automatisch behindertenfeindlich.

Was liebst du, Raul?

Persönliche Leichtigkeit bei politischer Ernsthaftigkeit

Ich liebe es, mich begeistern zu lassen. Ich liebe es, andere zu begeistern. Und ich liebe das Gefühl, gemeinsam etwas Großes vorzuhaben, etwas anzupacken, eine Idee umzusetzen, daran zu lernen und zu wachsen und dabei auch in einen Flow zu kommen. Das meine ich jetzt nicht nur beruflich, sondern auch privat: anregende Gespräche, Landschaften genießen, aber auch einfach das Telefon abstellen und dass

nicht immer alles sofort geschehen muss. Das liebe ich sehr im Privaten wie ihm Beruflichen. Ich liebe es, dass ich, wenn ich zurückblicke, so viele Chancen hatte in meinem Leben, dass ich manchmal vor lauter Dankbarkeit oder Demut denke, eigentlich hätte man damit zwei Leben füllen können. Ich liebe es, dass Menschen an mich geglaubt haben oder immer noch an mich glauben und dass es irgendwie immer weitergeht. Ich bin kein Kind von Traurigkeit, sondern einfach jemand, der denkt: ‚Cool, da glitzert es, da kann ich auch einmal hingucken.‘ Ich mag es auch, albern zu bleiben, trotz der Ernsthaftigkeit, die ich auch zunehmend in mir spüre. Ich merke auch, dass ich aufpassen muss, nicht zu einem berufswütenden Behindertenrechtler zu werden, der überall Diskriminierungen sieht. Ich möchte mir auch meinen Spaß, meinen Sarkasmus, meinen Humor und meine Albernheit bewahren. Ich möchte mit Kindern Minecraft zocken, ich möchte schlechte YouTube-Clips gucken, ich möchte bei McDonald’s einen Burger essen, auch wenn ich weiß, dass das alles nicht richtig ist. Aber ich möchte mir dieses Kindliche, Alberne, auch Ungesunde irgendwie erhalten. Das ist für mich manchmal wie ganz bewusster Ausbruch aus der Ernsthaftigkeit. #00:01:30-0#

Wo wird deine nächste Reise hingehen?

Ich möchte unbedingt einmal in meinem Leben noch nach Russland, weil ich dort noch nie gewesen bin. Und ich würde gerne einmal im Laufe meines Lebens ein Jahr lang in Südamerika leben und arbeiten und vielleicht sogar nichts zum Thema Behinderung machen, also einfach mal komplett raus sein, etwas komplett Neues erleben, erfahren, wer ich eigentlich bin – und dann zurückkehren und vielleicht mich neu gefunden haben.

Gibt es noch irgendetwas, das du in diesem Zeitzeugeninterview noch ansprechen willst?

Alte Bewegung? Neue Bewegung? – Eine Bewegung!

Ja. Ich finde, wir sollten uns auf gar keinen Fall spalten lassen – weder von den Menschen ohne Behinderung noch von der alten Behindertenrechtsbewegung oder von einer sogenannten neuen. Im Gegenteil: Ich glaube, wir können alle unglaublich voneinander profitieren. **Ich bin zutiefst ehrfürchtig und dankbar für die Behindertenbewegung in den letzten Jahrzehnten, weil sie unglaublich viel erreicht hat für uns: Ohne sie würden wir jetzt nicht weitermachen können, muss man ganz klar sagen, ohne sie gäbe es keinen barrierefreien öffentlichen Personenverkehr, ohne sie gäbe es keine Assistent*innen – also so richtig große Brocken in der Geschichte der Behindertenbewegung. Ich möchte von diesem Erfahrungsschatz profitieren, und ich möchte auch mit der gleichen Ernsthaftigkeit und Energie, die da war, weitermachen und neue Leute begeistern, sich einzusetzen und dass es auch etwas bringt, sich einzusetzen, auch wenn es mega frustrierend ist, gegen die ewig mahlenden, ignorierenden Mühlen der Politik anzukämpfen. Aber wer, wenn nicht wir? Und wann, wenn nicht jetzt? Und wo, wenn nicht hier?**

Das Interview führte Andreas Brüning.